

SIMPLICISSIMUS

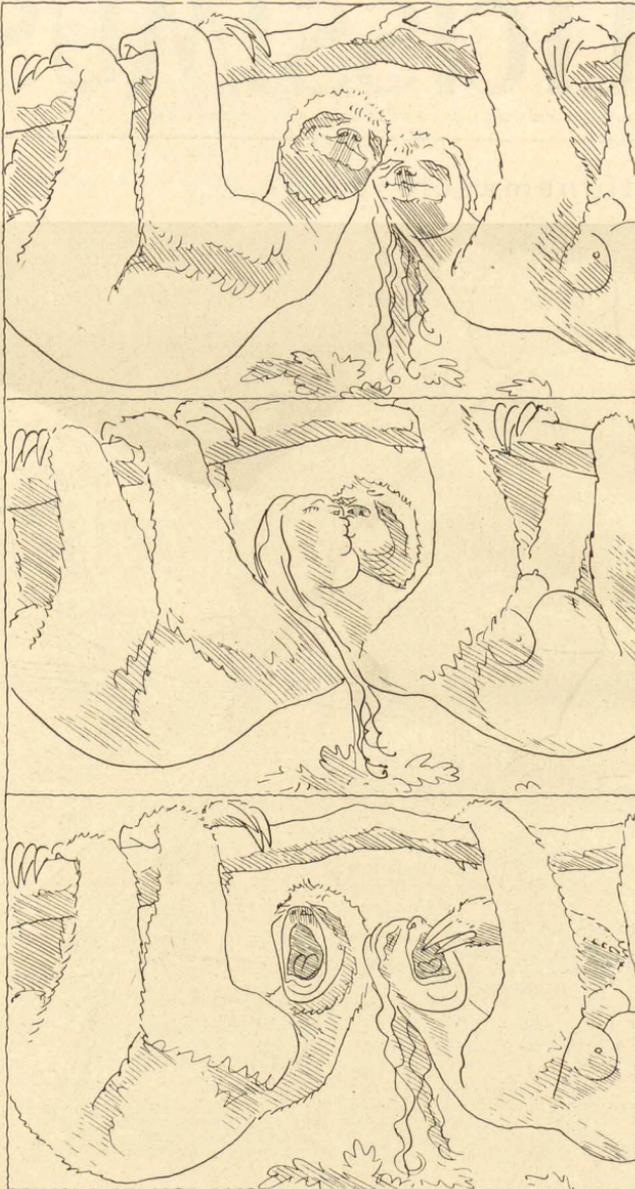
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Rotationsmaschine USA.

(Karl Arnold)



„Auf jedes Dementi ein Dutzend neue Lügen!“



Die verliebten Faultiere

BEKANNTSCHAFT

Vor einiger Zeit stand ich an einer Straßenbahnhaltestelle. An der Straßenbahnhaltestelle stand noch ein Herr und wartete. Das ist nichts Besonderes. Es war ein durchaus gebräuchlicher Herr mittleren Alters, mit Mantel, Gesicht, Akten-tasche und anderen unauffälligen Merkmalen. Die Straßenbahn kam und kam nicht. Das ist auch nichts Besonderes, aber nun kommt das Besondere. Es flog mir nämlich etwas ins Auge, ein kleines Staubkörnchen, was gar nichts zu sagen hat, aber was juckt. Ich hob also meine Hand, um am Auge zu reiben, was man nicht tun soll.

Als ich nun meine Hand hob, dachte der Herr, es sei zum Gruß geschehen und hob auch seine Hand zum Gruß. Und wie er seine Hand zum Gruß hob, dachte ich, ich hätte ihn nicht gleich erkannt, und hob auch meine Hand zum Gruß und sagte erkennend und entschuldigend: „Aha.“ Da sagte der Herr „Heil Hitler“ und auch ich sagte „Heil Hitler“, und wir traten zueinander und schüttelten uns die Hände und wußten nicht wer wir waren.

Es fiel uns beiden nichts ein. So standen wir denn längere Zeit beieinander und er sagte: „Es dauert heute lang“; ich antwortete schlagfertig: „Ja, es dauert immer etwas lang.“ Das brachte uns eigentlich nicht menschlich näher. Deshalb sagten wir noch viel Meteorologisches, erörterten erst das Wetter des heutigen Tages, dann das des morgigen Tages, verglichen die derzeitige Wetterlage mit den Wetterlagen früherer Jahre zur gleichen Zeit und hofften, daß dabei irgendein Wort fallen würde, das darauf hindeuten könnte, wer wir wären.

Das Wetter ist für solche Zwecke ungeeignet und wir hätten schon intimere Fragen stellen müssen, etwa nach der Frau Gemahlin oder den Kinderchen oder auch einfach: „Wohnen Sie noch immer da?“ Am praktischsten wäre es gewesen, einer von uns hätte gesagt: „Wer sind Sie denn eigentlich?“ Aber das konnten wir uns nicht entschließen, denn es wäre doch recht peinlich und womöglich für den anderen beleidigend gewesen, daß wir es nicht wußten. Inzwischen kam die Straßenbahn und wir ließen einander beim Einsteigen den Vortritt, aber ewig hält so ein Wagen nicht. Unsere Hoffnung, daß wir im Wagen auseinanderkommen würden, fiel ins Wasser. Es waren nur zwei Plätze nebeneinander frei, und wir hatten schon gar nichts Nichtssagendes mehr zu reden. Endlich kam er auf eine glänzende Idee. Er zog die Zeitung aus der Tasche und sagte: „Sie entschuldigen wohl!“ Na, und ob ich entschuldigte. Auch ich zog meine Zeitung hervor und tat, als ob ich lesen würde. Wir lasen beide nicht, wir überlegten, wir zermarteten uns das Gehirn. Er starrte schon eine Viertelstunde auf dieselbe Stelle im Leitartikel, eine Stelle, die genau so uninteressant war wie die anderen Stellen des Artikels. Ich las immer wieder die Heiratsanzeige: „Suche f. m. Nichte tücht. Herrn, n. ohne Verm. zw. E.“ Da unsere gemeinsame Fahrt längere Zeit dauerte, fiel mir zwar kein tüchtiger Herr für eine Nichte zwecks Ehe ein, aber ich konnte meinen Mann über die Zeitung weg sehr genau betrachten und stellte dabei fest, daß ich den niemals gekannte hatte; und auch der Herr mußte diese Erkenntnis bei der betreffenden Stelle des Leitartikels gewonnen haben.

Jetzt hätten wir am Schluß der Fahrt einfach aufstehen und der eine nach rechts und der andere nach links weggehen können, aber so höflich waren wir nicht, wir verabschiedeten uns wie gute Bekannte.

Wenn wir uns jetzt in der Straßenbahn treffen, hei, was ist das für ein Grüßeln! Gestern fragte mich Erna, wer denn der Herr sei. Ich sagte ihr, er sei ein alter Unbekannter von mir. Sie verstand das nicht und ich konnte ihr die Geschichte in der Straßenbahn nicht erklären. Gleichzeitig bemerkte ich, wie mein Unbekannter auch von seiner Frau etwas Ähnliches gefragt wurde, und ich glaubte zu hören wie er sagte: „Keine Ahnung.“ Ich hoffe aber, wir werden uns eines Tages wirklich kennenlernen und dann brauchen wir nicht mehr so freundlich miteinander zu tun. Foitzick



„Es ist doch gspassig, du sprichst nur italienisch und
i' nur deutsch, aber verstanden haben wir uns glei!“

DAS TELEFON

Mein Freund, der ein bedeutender Dermatologe ist, erfreut sich einer ausgedehnten Praxis. In seinem Wartezimmer ist früh und spät kein leerer Stuhl zu finden. Wenn die Haare ausgehen, wer ein Furunkel hat oder wessen Gesicht mit Sommersprossen übersät ist, der geht zu meinem Freund. Und er schafft alles aus der Welt. Er ist aber nicht nur Arzt. Er ist auch Mensch und besitzt als solcher eine Frau. Man darf sie wohl bedauern. Denn zu Gesicht bekommt sie ihren Mann fast nie. Wenn er zu Abend gegessen hat, ist er so erstaunlich müde, daß er sich genötigt

sieht, gleich ins Bett zu gehen. Und beim Frühstück läutet schon in einer Tour das Telefon. „Man hat doch eigentlich nichts von dir“, seufzt seine Frau mit Recht. „Es könnte wirklich nichts schaden, wenn du dich mal aufraffen und mit mir ins Theater gehen würdest. Das ist wohl das mindeste, was eine Frau verlangen kann.“ Er raffte sich auf und ging mit ihr ins Theater. Zum Glück in ein Lustspiel, Lustspiele ermuntern. Nicht immer. Es gibt auch Lustspiele, welche einschläfern. Und solch ein Lustspiel war es. Mein Freund sank noch vor dem zweiten Akt in Schlaf. Und schlief mit großer Ausdauer. Seine Frau konnte es nicht hindern. Auf der Bühne wurde eine Gattin ihrem Mann

untreu. Mein Freund merkte es nicht. Besagte Gattin erwartete den Anruf ihres Verführers zwecks Fluchtergreifens. Mein Freund schlief den Schlaf des Gerechten. Mein Koffer waren gepackt, die Schiffsbillets besorgt, der Reiseplan erwogen. Es handelte sich nur noch um den Anruf. Mein Freund wußte von all dem nichts. Plötzlich läutete das Telefon. Es läutete schrill. Es läutete Sturm. Im Parkett herrschte Grabesstille. Die Zuschauer waren ergriffen und aufgeregt. Da kam mein Freund zu sich und hörte es läuten. Er war noch halb im Jenseits, nahm in Gedanken den Hörer ab und rief mechanisch: „Hallo, hier Doktor Müller!“

Flitterwochen

(K. Heiligenstedt)



„Wie hast du mir als Bräutigam leid getan, wenn Mama dich abends Schlag neun wegschickte!“ — „Jaja, das waren noch Zeiten!“

DIE AFFENPOTE

VON W. W. JACOBS

Die Nacht draußen war kalt und naß, aber in dem kleinen Wohnzimmer des abgelegenen Hauses brannte hell das Kaminfeuer. Vater und Sohn saßen beim Schachspiel, während die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt war; sie erwarteten einen Gast.

„Da ist er ja!“ rief der Sohn aus, als die Gartenpforte laut ins Schloß fiel und schwere Schritte sich der Haustüre näherten.

Der alte Herr White erhob sich mit gastfreundlicher Eile und ließ den Ankömmling willkommen. „Major Morris“, stellte er vor. „Es ist jetzt einundzwanzig Jahre her“, fuhr er an seine Frau und seinen Sohn gewandt fort, „daß er als Junger Bursche hinauszog in die Welt.“

Der Major hatte seinen Sessel ans Kaminfeuer gerückt. Nach dem dritten Glas begannen er von seinen Fahrten und Abenteuern zu erzählen. Er war ein weitgerüsteter Mann.

„Ich würde auch für mein Leben gerne einmal diese alten Tempel, Fakire und Gaukler sehen“, sagte der alte White. „Was war es doch gleich, was Sie mir unlängst von einer Affenpote oder dergleichen zu mir anfangen, Morris?“

„Nichts“, sagte der Soldat hastig. „Wenigstens nichts Hörenswertes.“

„Von einer Affenpote?“ sagte Frau White neugierig.

„Nun, es handelt sich da um so etwas, was man vielleicht als Magie bezeichnen könnte“, sagte der Major leichthin. Seine drei Zuhörer beugten sich gespannt vor. Der Gast hob gedankenverloren sein leeres Glas an die Lippen und stellte es dann wieder hin. Sein Gastgeber füllte es ihm. „Küßlich“, sagte der Major und kramte in seiner Tasche, „ist es nur eben eine gewöhnliche, numifizierete kleine Affenpote.“ Er zog etwas aus seiner Tasche hervor und zeigte es. Frau White wich eine Grimasse schneidend zurück. Aber ihr Sohn griff danach und untersuchte es neugierig.

„Und was ist Besonderes daran?“ fragte Herr White, der die Pote seinem Sohn abnahm und sie, nachdem er sie betrachtet hatte, auf den Tisch legte.

„Ein alter Fakir hat einen Zauber darüber gesprochen“, sagte der Major, „ein sehr heiliger Mann. Er wollte aufzeigen, daß das Schicksal das Leben der Menschen beherrscht und daß diejenigen, die sich einzumischen erdreißen, das zu bereuen haben. Er sprach seinen Zauber darüber, wonach drei Männer der Reihe nach jeweils drei Wünsche durch diese Pote erfüllt bekommen können.“

Seine Art war so eindrucksvoll, daß seine Zuhörer sich bewußt wurden, ihr Lachen klinge etwas müßig. „Nun, warum äußern Sie dann nicht drei Wünsche?“ fragte der Sohn Herbert gerädeher.

Der Soldat sah ihn auf eine Weise an, wie ein erfahrener Mann in vorgeschrittenen Jahren die vermessene Jugend ansieht. „Das habe ich getan“, sagte er ruhig und sein vollwängiges Gesicht erbläute.

„Und wurden Ihnen die drei Wünsche wirklich erfüllt?“ fragte Frau White.

„Sie wurden es“, sagte der Major, und sein Glas schlug zitternd gegen seine Zähne.

„Und hat noch jemand Wünsche getan?“ beharrte die alte Dame.

„Der erste Mann tat seine drei Wünsche. Ich weiß nicht, wie die beiden ersten lauteten, aber der dritte war die Bitte um den Tod. Auf diese Weise kam ich in den Besitz der Pote.“ Der Ton des Sprechers war so ernst, daß sich eine Stille auf die Gruppe herabsenkte.

„Wenn Sie Ihre drei Wünsche bereits getan haben, Morris, dann hat die Pote ja weiter keinen Wert mehr für Sie“, sagte schließlich der alte White. „Wozu bewahren Sie sie auf? Wenn Sie noch einmal drei Wünsche äußern könnten, würden Sie das tun?“

„Ich weiß es nicht“, sagte der andere. „Ich weiß nicht...“ Er griff nach der Pote, hielt sie zwischen Zeigefinger und Daumen — und warf sie plötzlich ins Kaminfeuer. White, mit einem leisen

Aufschrei, bückte sich und entriß sie den Flammen. „Besser, Sie lassen sie verbrennen“, sagte der Soldat warnend.

„Wenn Sie die Pote nicht mehr haben wollen, Morris“, sagte der andere, „dann schenken Sie sie mir.“

„Nein“, sagte sein Freund verbissen. „Ich habe sie in Folge erworben. Wenn Sie sie zu sich nehmen, machen Sie mir keine Vorwürfe wegen der Folgen. Werfen Sie sie lieber wieder ins Feuer, wie ein vernünftiger Mann!“ Der andere schüttelte den Kopf und untersuchte seinen neuen Besitz eingehend. „Wie wird es gemacht?“ erkundigte er sich.

„Halten Sie das Ding in Ihrer Rechten hoch und wünschen Sie sich laut etwas“, sagte der Major. „Aber ich warne Sie vor den Folgen...“

„Wenn die Geschichte von der Affenpote nicht wahr ist als die, welche er uns sonst noch erzählt hat“, sagte Herbert, als sich die Türe hinter dem Gast geschlossen hatte, „werden wir nicht viel damit ausrichten. Wünsch' dir doch ein Kaiser zu werden, Vater, um einen Anfang zu machen.“

Herr White zog die Pote aus der Tasche und betrachtete sie mißtrauisch. „Ich weiß tatsächlich nicht, was ich mir wünschen soll“, sagte er zögernd. „Es will mir scheinen, als habe ich alles, was ich brauche.“

„Schön, dann wünsch' dir zweihundert Pfund“, sagte Herbert, die Hand auf die Schulter des Vaters gelegt.

„Ich wünsche mir zweihundert Pfund“, sagte der alte Mann deutlich. Ein feines Knacken im Klavier war das Echo dieser Worte, unterbrochen von einem schauigen Aufschrei des alten Mannes. Seine Frau und sein Sohn stürzten zu ihm hin.

„Sie hat sich bewegt!“ schrie er mit einem Blick des Abscheus auf die Pote, die jetzt am Boden lag. „Wie ich meinen Wunsch aussprach,

krümmte sie sich in meiner Hand wie eine Schlange.“

„Nun, ich sehe kein Geld“, sagte sein Sohn, wie er die Pote aufhob und auf den Tisch legte, „und ich wetze, ich werde es nie sehen.“ „Du mußt dir das eingebildet haben, Vater“, sagte Frau White und betrachtete besorgt ihren Mann.

Dieser schüttelte den Kopf. „Macht euch nichts daraus. Unglück ist keines geschehen. Ich bin nur ehrlich erschrocken.“

Am nächsten Morgen, in der Helligkeit der Herbstsonne, deren Licht über den Frühstückstisch flutete, schien alles ein Traum. „Ich glaube, alle alten Soldaten sind gleich!“ sagte Frau White. „Man stelle sich vor, daß wir solchen Unsinn in einem Moment geglaubt haben! Wie könnten heutzutage Götter in Erfüllung gehen? Und wenn schon, wie könnten dir zweihundert Pfund Schanden zufügen, Vater?“

„Sie könnten ihm aus heiterem Himmel auf den Kopf fallen!“ sagte der leichtfertige Herbert.

„Morris sagte, die Dinge spielen sich so natürlich ab“, meinte sein Vater, „daß man sie, wenn man wollte, einem zufälligen Zusammentreffen zuschreiben könnte.“

„Also gib das Geld nicht aus, ehe ich zurück bin“, sagte Herbert, als er vom Tisch aufstand.

„Ich fürchte, es könnte dich in einen knauserigen, geizigen Mann verwandeln und wir werden dich enteignen müssen.“

Seine Mutter lachte und indem sie ihn zur Haustür begleitete, sah sie ihm nach, wie er die Straße hinunterging. Später beim Mittagessen sagte Herr White: „Ob du's mir nun glaubst oder nicht: — aber das Ding hat sich in meiner Hand bewegt; das kann ich beschwören.“

„Das hast du dir eingebildet, Edgar“, sagte die alte Dame beruhigend.

„Ich habe gesagt: es hat sich bewegt!“ erwi-



(Macon)

„So! Künftig kann ich über Wintersport mitreden!“

dorte er ärgerlich. „Darüber kann kein Zweifel bestehen. Ich habe geirrt.“ Was ist los? Seine Frau gab keine Antwort. Sie beobachtete die geheimnisvollen Bewegungen eines Mannes draußen, der, indem er das Haus ungeschlüssig ansah, um den Entschluß zu kämpfen schien, einzutreten. In gedanklichem Zusammenhang mit den zuckenden und stützenden mühseligen Kleidungsstücke gekleidet war, und einen glänzenden neuen Zylinderhut aufhatte. Dreimal blieb er zögernd am Gatter stehen, dann trat er ein. Im selben Augenblick griff Frau White mit den Händen nach hinten, knote hastig die Bänder ihrer Schürze aus und verstreute die mühseligen Kleidungsstücke unter einem Soffakissen. Sie führte den Fremden, der sich unbehaglich zu fühlen schien, ins Zimmer herein. Endlich sagte er: „Ich — ich komme im Auftrage... Ich komme von der Firma Maw & Meggins.“

Die alte Dame fuhr zusammen. „Ist irgend etwas geschehen?“ fragte sie atemlos. „Ist Herbert etwas passiert? Was gibt's? Sagen Sie...“ Ihr Mann mischte sich ein. „Berühige dich, Mutter, beruhige dich!“ sagte er rasch. „Setz dich und zieh keine vorschneellen Schlüsse. Sie bringen doch keine schlechten Nachrichten, nicht wahr?“ Er erwiderte den anderen nachdenklich. „Ich bedauere es...“ begann der Besucher. „Ist er verletzt?“ fragte die Mutter entsetzt. Der Besucher nickte bejahend. „Schwer verletzt“, sagte er langsam, „aber er hat keinerlei Schmerzen.“

„O Gott sei Dank!“ rief die alte Dame aus, die Hände zusammenschlagend. „Gott sei Dank.“ Sie brach plötzlich ab, als ihr die unheilvolle Bedeutung der Beteuerung aufging, und sie las die schreckliche Bestätigung ihrer Befürchtungen in dem abgewandten Gesicht des anderen. Sie wandte sich ihrem langsamer begreifenden Mann zu und legte ihre zitternde Hand auf seine. Eine lange Stille trat ein. „Er kam in die Maschine“, sagte der Besucher endlich mit leiser Stimme.

„Er kam in die Maschine...“, wiederholte Herr White wie betäubt. Er saß da und starrte krebberelblich zum Fenster hinaus, und die Hand seiner Frau zwischen seine nahm, preßte er sie, wie er das in den alten Tagen ihrer ersten Liebe vor nunmehr fast vierzig Jahren getan hatte. „Er war unser Einziger“, sagte er, sich sanft zu dem Besucher wendend. „Es ist arg hart.“ Der andere hüstelte und sagte aufstehend: „Die Firma hat mich beauftragt, Ihnen ihr aufrichtiges Beileid zu ihrem großen Verlust auszusprechen.“ Keine Antwort erfolgte. „Die Firma Maw & Meggins lehnt jede Verantwortung ab. Sie bekennt sich keiner Verpflichtung schuldig; aber in Anbetracht der Verdienste Ihres Sohnes wünscht sie Ihnen eine gewisse Summe zum Ausgleich zu übersenden.“

Herr White ließ die Hand seiner Frau fahren und aufspringend sah er seinen Besucher mit einem Ausdruck des Entsetzens an. Seine trockenen Lippen formten die Worte: „Wieviel?“ „Zweihundert Pfund“, lautete die Antwort. In dem großen neuen, zwei Meilen entfernten Friedhof begruben die alten Leute ihren Toten. Alles ging so rasch, daß sie es zuerst kaum begreifen konnten und in einem Zustand der Erwartung verblieben, als sollte sich etwas ereignen, etwas, das diese für alte Herzen so schwere Bürde erleichtern würde. Aber die Tage vergingen und die Erwartung wich der Enttäuschung.

Etwas eine Woche später erachte der alte Mann plötzlich mitten in der Nacht und entdeckte, wie er seine Hand ausstreckte, daß er allein war. Das Zimmer war finster, er setzte sich im Bett auf und hörte vom Fenster her die Laute unterdrückten Weins. „Komm her“, sagte er zärtlich, „du wirst kalt haben.“

„Es ist kälter für meinen Sohn“, sagte die alte Frau und fing erneut zu weinen an. Plötzlich rief sie aus: „Die Affenpfote! Die Affenpfote...“

„Was ist damit?“ fragte er hochfahrend. „Ich will sie haben“, sagte sie ruhig. „Du hast sie doch nicht vernichtet?“

„Sie ist in der Diele, auf der Konsole“, erwiderte er verwundert. „Warum?“ Sie weinte und lachte durcheinander, und indem sie zu ihm kam, küßte ihn auf die Wange. „Ich habe eben erst daran gedacht“, sagte sie ernst. „Warum hast du nicht früher daran gedacht? Warum hast du nicht daran gedacht?“ „An was?“ fragte er.

„An die anderen zwei Wünsche“, antwortete sie hastig. „Wir haben nur einen getan.“

„War das nicht genug?“ fragte er finster.

„Nein“, rief sie triumphierend, „wir werden noch einen tun. Geh hinunter und hole sie rasch, und wünsche unseren Jungen wieder ins Leben zurück.“ Der Mann setzte sich im Bette auf und schleuderte die Bettdecken von seinen schlafenden Gliedern. „Guter Gott, du bist wahnsinnig!“ rief er entsetzt.

„Hole sie!“ flehte sie; „hole sie rasch, und sprich deinen Wunsch. O mein Kind, mein Kind!“

Ihr Mann zündete die Lampe an. „Geh wieder zu Bett“, sagte er unsicher. „Du weißt nicht, was du redest.“

„Der erste Wunsch wurde uns erfüllt“, sagte die alte Frau fiebernd; „warum nicht auch der zweite?“ „Ein zufälliges Zusammentreffen...“ stammelte der Mann.

„Geh und hole sie, und äußere deinen Wunsch!“ schrie seine Frau, vor Erregung bebend. Der alte Mann wandte sich an, sah sie an, seine Stimme flatterte: „Er ist seit zehn Tagen tot, und

außerdem war er... Ich würde es dir andernfalls nicht gesagt haben... aber ich konnte ihn nur an seiner Kleidung erkennen. Wenn er schon damals zu schrecklich verunstaltet war, als daß du ihn hättest sehen dürfen, was dann heute?“ „Schaffe ihn zurück!“ jammerte die alte Frau und schleppte ihn zur Türe. „Glaubst du, ich habe Grauen vor meinem eigenen Kind?“ Er ging hinunter in die Dunkelheit des Treppenhauses. Das Gesicht seiner Frau war bleich und erwartungsvoll, als er wieder zurück ins Zimmer kam, und sie schien zu seinem Schrecken einen unnatürlichen, fast irrsinnigen Ausdruck zu haben.

Er hatte Angst vor ihr.

„Wach auf“, rief sie mit heftiger Stimme. „Es ist töricht und böse“, stammelte er.

„Wünsche“, wiederholte seine Frau.

Er reckte die Hand hoch: „Ich wünsche meinen Sohn wieder lebendig.“ Der Tallisman fiel zu Boden und er betrachtete ihn erschrocken. Dann sank er zitternd in einen Stuhl, während die alte Frau mit brennenden Augen zum Fenster trat und den Rollenden hochzog. Er saß fröstelnd in der Kälte da und sah hinüber zu der Gestalt der alten Frau, die gespannt zum Fenster hinausblitzte. Der Schein der Lampe warf einen gespenstischen Kreis auf die Decke des Zimmers. Der alte Mann kroch mit einem Gefühl unappetitlicher Erleichterung über das Versagen des Tallismans zurück in sein Bett, und ein oder zwei Minuten später kam die alte Frau stumm und niedergeschlagen an seine Seite. Keiner von beiden sprach, sondern sie lagen still da und lauschten dem Ticken der Uhr. Er hatte das Licht inzwischen ausgelöscht und die Dunkelheit war jetzt bedrückend. Nachdem er eine Zeitlang dagelegen und seinen Mut gesammelt hatte, stand er noch einmal auf, um hinunterzugehen und zu sehen, ob die Haustüre abgeschlossen war. Im Dunkeln ging er die Treppe hinunter und blieb am Absatz stehen, um nach dem Schalter zu tasten. Im selben Augenblick erscholl an der Haustüre ein Klopfen, so leise und zaghaft, daß es kaum vernehmbar war. Der Atem stockte ihm, bis sich das Klopfen wiederholte. Da machte er kehrt, floh gehetzt im Dunkeln zurück in sein Zimmer und schloß hinter sich die Türe. Ein

drittes Klopfen ertönte durch das Haus. „Was ist das?“ rief die alte Frau hochfahrend. „Es ist Herbert!“ schrie sie auf. „Es ist Herbert!“ Sie lief zur Türe, aber ihr Mann kam ihr zuvor und hielt sie, indem er sie am Arm ergriff, zurück. „Was willst du tun?“ flüsterte er heiser.

„Es ist mein Junge; es ist Herbert!“ schrie sie und versuchte sich zu entwinden. „Ich vergaß, daß die Unglücksstätte zwei Meilen weit weg war. Warum hättest du mich fest? Laß mich los. Ich muß die Türe öffnen.“

„Um Gottes willen, laß ihn nicht herein!“ rief der alte Mann verzweifelt.

„Du hast Angst vor deinem eigenen Sohn“, schrie sie, sich wehrend. „Laß mich los. Ich komme, Herbert! Ich komme!“

Wieder ertönte ein Klopfen. Und noch einmal. Die alte Frau wand sich mit einer plötzlichen Drehung los und stürzte aus dem Zimmer. Ihr Mann folgte ihr hinaus auf den Gang und rief ihr bittend nach, wie sie hinunterließ. Er hörte die Vorlegkette zu rückrutschen und den Riegel klappern. „Das Schloß!“ rief die alte Frau kreischend. „Komm herunter. Ich kann das Schloß nicht aufbringen!“

Aber ihr Mann suchte schon, auf Hände und Knie niedergekauert, auf dem Boden nach der heruntergefallenen Affenpfote. Wenn er sie nur finden könnte, bevor das Wesen da draußen vor der Türe hereinkam! Eine Salve von Klopfthönen dröhnte durch das Haus und er hörte das Scharen von Stuhls, den seine Frau den Gang entlangschleifte, um ihn gegen die Türe zu rücken. Er sah das Knirschen des Schlüssels, wie er langsam im Schloß zurückgeschoben wurde — im selben Augenblick aber hatte er die Affenpfote gefunden und steif atemlos seinen dritten und letzten Wunsch aus.

Das Klopfen hörte er nicht mehr, denn aus noch sehr Nachhall durchs Haus schallte. Er hörte, wie der Stuhl zurückgeschoben wurde und die Türe aufging. Ein kalter Wind fauchte das Treppenhausempor. Ein langer lauter Seufzer der Enttäuschung und des Jammers seiner Frau gab ihm den Mut, sich zu erheben und er hörte, daß er wieder aus dem Keller draußen zu laufen. Die schwankende Straßenlaterne gegenüber beschien eine stille und verlassene Straße.

(Aus dem Englischen von Hans B. Wagenseil.)

Am Aschermittwochmorgen

(H. Schill)



Wenn am Aschermittwoch viele jammern, weil es mit dem Spiele und dem Zufse nun zu Ende, reibe ich mir meine Hände.

Ich bin Philosph und habe unter anderen die Gabe mich an allem zu erfreuen. Darum muß ich nichts bereuen.

Nicht, daß ich nicht gerne tanze oder nachts herumstrawante. Auch ich habe meinen Vater, der den Affen hat zum Vater.

Aber wenn mir brummt der Schädel, wenn mir grauß vor jedem Mädel, ziehe ich mich tief nach innen und verfalla in Befimmen.

Salte Orgien der Keine, schwäre ab dem Schnaps und Weine und genieße diese Lüfte, ohne die das Däfin willfe.

Schneidele



„Warum nimmst du eigentlich alle deine Kleider mit?“ — „Traurig genug, daß meine ganze Garderobe in die paar Koffer geht!“

Der Star / Von Hans Karl Breslauer

„Ah!“ springt der Direktor der World-Film-Corporation von seinem Lehnstuhl auf und eilt der eintretenden Diva entgegen, „Miß Eveline — es freut mich, daß Sie gekommen sind!“

„Morning, Sir.“ Eveline Lindsay mimt so etwas wie ein Kopfnicken, reicht Direktor Movieklitch gnädig die behandschuhte Rechte, versinkt in ein Klubauteuil und spielt, hoch über der Situation stehend, mit der Mähne ihres kleinen Seidenpinschers. „Göttliche Eveline“, sagt Direktor Movieklitch, „Sie haben sich also entschlossen, unseren Vertrag anzunehmen?“

„Entschlossen?“ Eveline hebt überrascht die fliederfarbenen Augendeckel und schaut den Direktor der World-Film-Corporation erstaunt ablehnend an. „Entschlossen ist zuviel gesagt... Ich möchte vorerst hören...“

„Please“, wird Direktor Movieklitch sachlich, „wir bezahlen Ihnen wöchentlich dreißigtausend...“

„No, Sir...“

„Fünfunddreißig —“

„Vierzig!“

„All right!“ seufzt Direktor Movieklitch. „Und Sie verpflichten sich...“

„Verpflichten?“

„Ich wollte sagen, Sie werden trachten, Ihr Ge-

wicht auf einem Standard von 98 Pfund zu halten.“

„Well... Weiter?“ — „Solange Sie in unserem Vertrag stehen, dürfen Sie nicht heiraten...“

„Denke auch so nicht daran...“ säuselt die Göttliche gelangweilt.

„Sie haben das Recht, sich Ihre Rollen selbst auszusuchen —“

„Yes — und auch den Partner, Sir!“ wird Eveline ein wenig lebhafter. „Auch den Partner... Ich kann nur mit einem Partner spielen, der mir sympathisch ist...“

„Well... Alle vier Wochen müssen Sie eine besonders exzentrische Idee haben, die wir in Reklame umsetzen können!“

„Hab' ich jeden Tag...“ zuckt die Göttliche die Schultern.

„Um so besser... Und dann müssen Sie einen durchaus einwandfreien Lebenswandel führen...“

Die Göttliche horcht auf. „Was ist das?“

„Ihre Sittenstrenge muß den Vorschritten der Frauenorganisation der United States entsprechen. Sie dürfen kein öffentliches Ärgernis erregen —“

„So — so —“

„Ihr Privatleben muß streng moralisch sein, Sie müssen alles vermeiden, was...“ Da springt Eveline Lindsay, die göttliche Eveline, auf, eilt zur Tür, reißt sie auf und ruft hinaus: „Miß Mary!“

Evelines Ebenbild tritt ein und die Göttliche sagt,

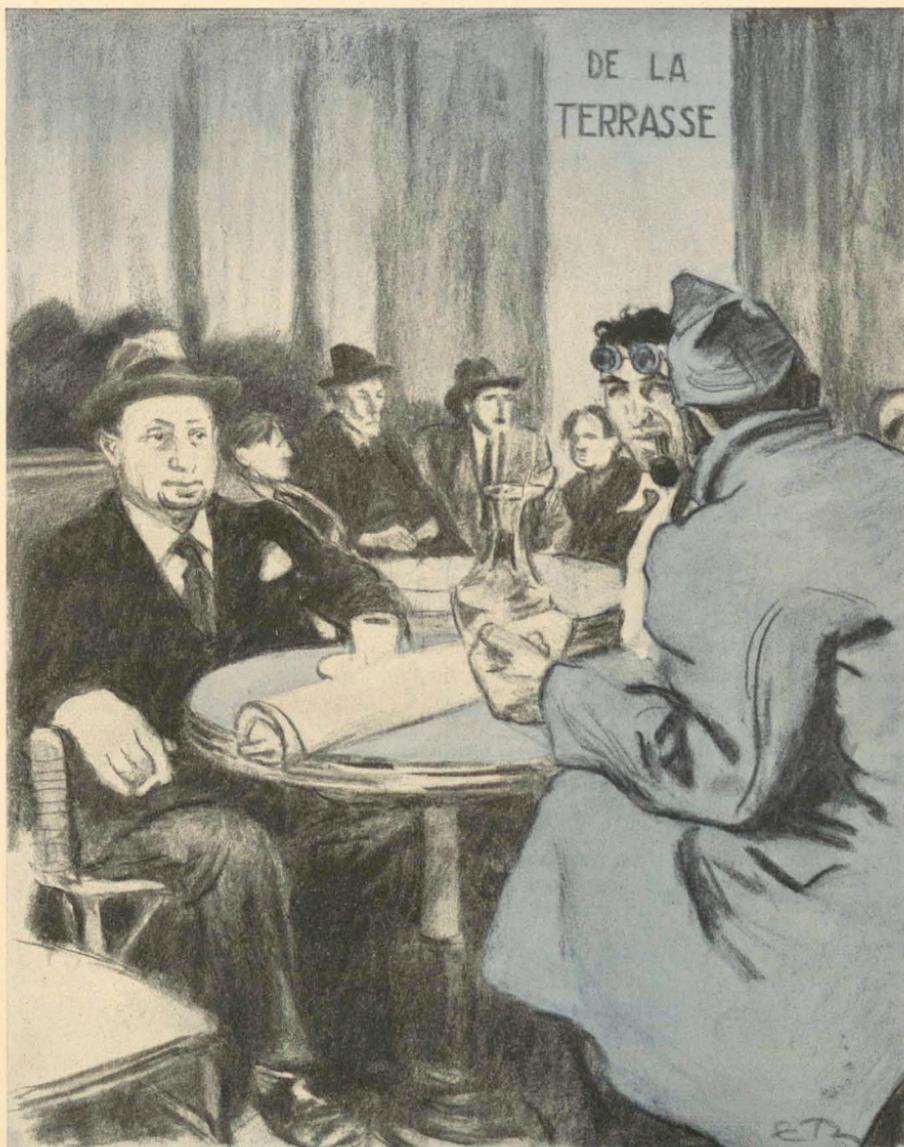
ihr Hündchen auf den Arm nehmend und gelangweilt den Raum verlassend: „Please, Sir, was diesen Punkt betrifft — besprechen Sie ihn mit meinem Double!“

SCHIFFBRUCH

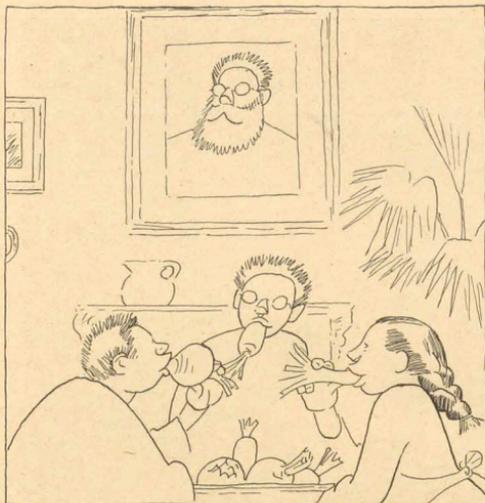
Als Carsten Osmer und Krischan Sehlbrede, beide damals noch von vorurteilsloser Heiterkeit und beklemmender Jugendkraft durchpulste Kapitänswärter, einander sozusagen aus helterem Himmel in Rotterdam begegnet waren, liefen sie zu einer über viele Liegeplätze und Köhmnisseln ausgedehnten Wiederschaufenfeier aus. Schließlich strandeten sie einträchtig an einer Eisenstange, die sie aus beruflicher Erinnerung heraus als „Reling“ ansprachen, die aber in Wahrheit das Geländer vor dem Schaufenster einer Fischhandlung war.

Krischan Sehlbrede, aus zeitweiliger Entrücktheit erwachend, blitzte, fuhr zusammen und stierte mit entsetzt aufgerissenen Augen: Da schwammen in grünlichem Wasser viele große lebendige Fische. Krischans zitternde Hand tastete nach dem Ärmel des Freundes.

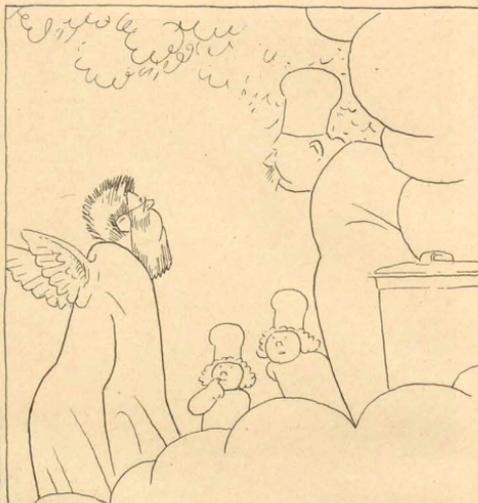
„Carsten“, sagte er mit gepreßter Stimme, „nimm die Mü — hick — Mütze ab und sprich ein G — gebet. Wir sünd gesunken.“



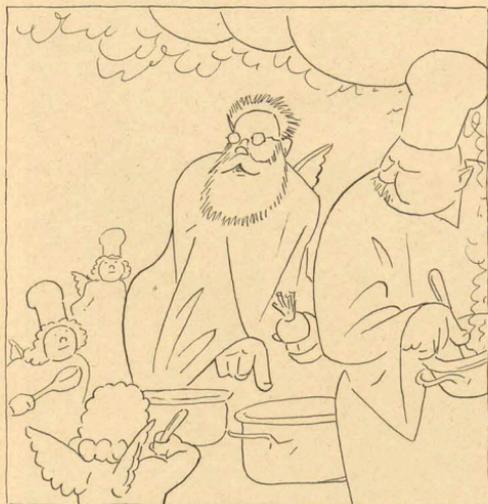
„Was erzählen Sie wem, Herr Rotgardist, Kriege gehn eben zu Ende, aber unser Geschäft muß weitergehn!“



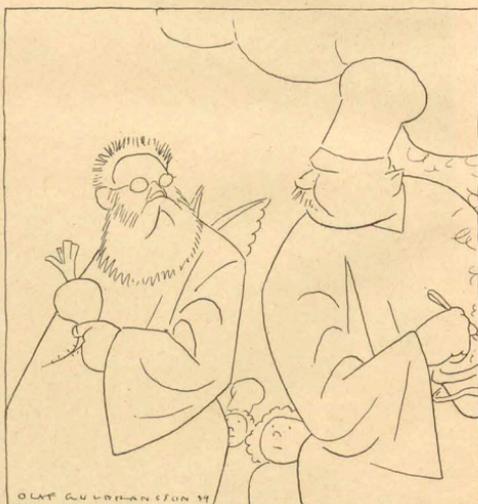
Den guten Doktor Bircher-Benner
verehren alle Rohkostbefenner.
Wie sollte auch die Welt gefunden,
hätt' er sein „Müsli“ nicht erfunden!



Da er nun selbst zum Sterben kam,
den Weg er stracks gen Himmel nahm
und ist, befecht von frohem Hohen,
gleich in des Herrgotts Küche geloffen.



Hier haben die Engel — ungelogen —
Manna gekocht und auf Flaschen gezogen,
was unfremem Doktor sehr mißfällt,
weil er bloß was vom Müsli hält.
„Kinder“, rief er, „wie kann man nur!
Von Diätetik keine Spur!

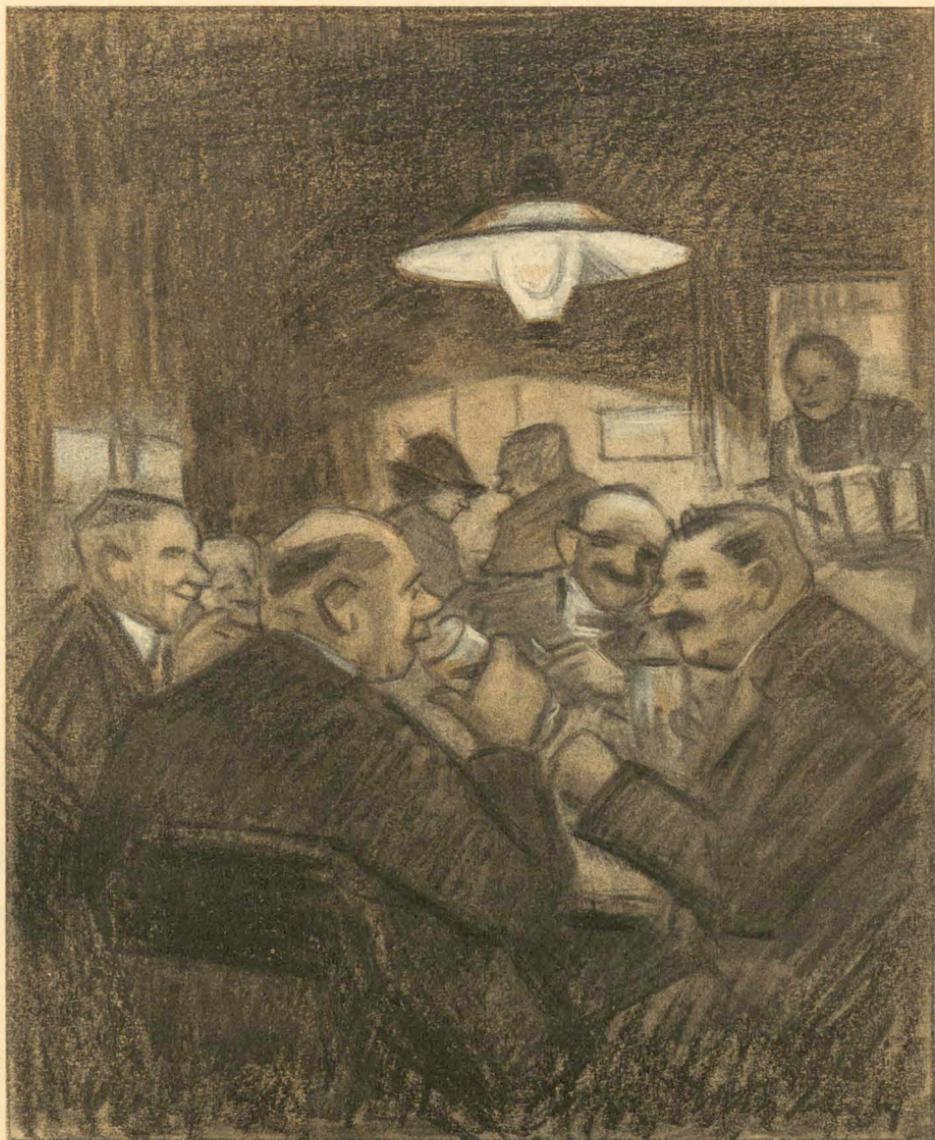


Ihr lebet, nehmt ihr das Manna roh,
zweifach in dulci jübilo.
Das täte euch Hallelujafängern
die Ewigkeit um ein paar Jährlin verlängern!
Worauf ihn der Küchenschef bößnisch frug:
„Dauert sie dir noch nicht lang genug?“

Katatóskr

Saisonwechsel

(Wilhelm Schütz)



„So, jetzt ist's Schluß mit der Faschingsgaudi, jetzt wird's ernst! 's Starkbier is' scho' anzapft!“